



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Rechtsfragen

Das Erbrecht des Reiches. Im vorigen Heft (vom 16. April 1913) ist dargelegt, welches Verständnis und Wohlwollen die Kölnische Volkszeitung dem Gedanken der Erbrechtsreform entgegengebracht hat. Auch die führenden Blätter der konservativen Partei standen auf demselben Standpunkt, wie immer wieder anerkannt werden muß. Sie haben dem Plane der Reform die Wege geebnet, als zuerst der preußische Finanzminister Freiherr von Rheinbaben in der ihm eigenen nachdrücklichen Weise dafür eintrat. Die Kreuzzeitung sprach sich schon in ihrer Wochenübersicht vom 26. Januar 1908 dahin aus: „In den meisten Familien besteht zwischen entfernten Blutsverwandten keine persönliche Beziehung mehr. Solche ‚lachenden Erben‘ auszuschalten, verstößt nicht gegen die Rechtsauffassung des Volkes. Ist mit der Blutsverwandtschaft noch ein freundschaftliches Verhältnis verbunden oder ist der Familienverband irgendwie aufrecht erhalten worden, so wird die Errichtung eines Testaments jede unliebliche Wirkung der vorgeschlagenen Erbrechtsbeschränkung abwenden.“ Wenn das Erbrecht der Geschwisterkinder noch erhalten bliebe — das ist nach der Regierungsvorlage der Fall —, so würden bei den konservativen Abgeordneten keine grundsätzlichen Bedenken gegen eine gewisse Beschränkung des Verwandtenerbrechts zugunsten des Reiches obwalten. Am 21. Februar 1908 folgte in derselben Zeitung eine eingehende, aus sachkundiger Feder stammende Besprechung der Frage, in der es heißt: „Der letzte Grund des gesetzlichen Erbrechts der Verwandten liegt nicht in der Blutsverwandtschaft allein, sondern in der durch diese bedingten näheren Familienzugehörigkeit, und wo diese im allgemeinen nicht mehr Grenzboten II 1913

lebendig ist, stehen wohl auch vom konservativen Standpunkt aus genügende prinzipielle Gründe einer Neuregelung nicht entgegen, die den Verwandten ein Erbrecht nur dann noch zugesteht, wenn der Erblasser dies in letztwilliger Verfügung ausdrücklich angeordnet hat.“ Die Deutsche Tageszeitung schreibt am 14. September 1908: „In dem neuesten Heft der Neuen Revue beschäftigt sich Justizrat Damberger wieder mit seinem Gedanken, das Reich bei Intestaterbschaften, die an entferntere Verwandte fallen würden, als Erben einzusetzen. Er sagt, man plane, die Erbrechtsgrenze hinter den Geschwistern zu errichten und die entfernteren Seitenverwandten durch die Reichsstasse zu ersetzen. Wir halten diese Abgrenzung unsererseits für vernünftig und geboten.“

Der Reichsbote erörtert den Plan in der Nummer vom 12. Februar 1908 und kommt zu dem Ergebnis, daß man dringend wünschen müsse, ihn sobald als möglich in die Tat umgesetzt zu sehen. Der Reichsbote ist dieser Ansicht bis heute treu geblieben. Er läßt keine Gelegenheit vorübergehen, für seine Überzeugung einzutreten und hat sie insbesondere noch vor wenigen Tagen bei Gelegenheit der Verhandlungen des Reichstages von neuem in entschiedener Weise zum Ausdruck gebracht.

Es scheint also, als ob der Gedanke des Reichserbrechts sich sehr wohl mit konservativen Anschauungen verträgt.

Sprache

Sprache und Schrift. Ein rascher Blick auf die Bücher, mit denen wir heute die Leser bekannt machen wollen, läßt einen bedeutsamen Zug erkennen, der ihre kleine und bunte Reihe zusammenhält. Für diese Ansicht ist der gemeinsame Gegenstand: Sprache

und Schrift, der sie äußerlich aneinander gereiht hat, nur ein Symbol für die gemeinsame Aufgabe, der sie ihrer inneren Absicht nach dienen. Weniger der Inhalt eint sie, von dem sie ausgehen, als das Publikum, an das sie sich wenden. Daß sie überhaupt ein Publikum haben, ist das Bedeutsame. Sie sind getragen von einer ganz bestimmten Bewegung unserer Zeit, die wir von den verschiedensten Seiten her einem Ziele zustreben sehen. In dieser Bewegung ist die Reise des Könnens gleich erfreulich wie die Einmütigkeit des Willens.

Ausdruckskultur nennt sie der Kunstwart, wir möchten umfassender von einer Kultur der Form sprechen. Man beginnt alles das, woran eine einseitige Entwicklung nur den Inhalt hervorgehoben hatte, unter den Gesichtspunkt der Form zu stellen, um damit zu einer neuen und vertieften Auffassung zu gelangen. So erscheinen Sprache und Schrift, die unscheinbaren und selbstverständlichen Werkzeuge, auf einmal in den Gesichtskreis der öffentlichen Aufmerksamkeit gerückt. Es liegt etwas Philosophisches in dieser Nachdenklichkeit vor dem Alltäglichen. Der ungeahnte Aufstieg der Sprachwissenschaft im letzten Jahrhundert verbündet sich hier mit einer ausgesprochen ästhetischen Richtung des modernen Geistes, um ein literarisches Problem zum Bewußtsein zu bringen, dessen wissenschaftlicher wie künstlerischer Stachel vorher nur von vereinzelten Köpfen empfunden wurde. Wenn es diese Breitenentzückung der neuen Sprachbewegung auch mit sich brachte, daß ihre großen Ideen nicht immer vor Verflachung bewahrt blieben, gebührt ihr doch der Ruhm, in unermüdlicher Aufklärungsarbeit allenthalben das sprachliche Gewissen geschärft, den Sinn für Form und Stil gehoben zu haben. In Presse und Literatur, in Schule und Haus werden feine und fast kostbare Gedanken getragen, die heute jeder verstehen kann und die jeden etwas angehen, der seine Zeit erleben will.

Wenn vollends Namen wie Prof. **Friedr. Kluge** sich in den Dienst der Sache stellen, wird man für sie auch wissenschaftlich gut sagen können. Den spröden Stoff seiner Wissenschaft der Allgemeinheit zugänglich zu machen, hat Kluge einen eigenen und sehr einladenden

Weg in medias res ausgebildet, den er in seiner jüngsten Veröffentlichung: „**Wortforschung und Wortgeschichte**“ (Quelle und Meyer, Leipzig, 3,60 M.) weiter verfolgt. In einer Reihe von Aufsätzen, die bisher in Fachzeitschriften verstreut waren, geht er hier dem Werden und Wandern von Worten oder Wortgruppen an der Hand einer reichen Sammlung von Belegstellen nach, die zu den Angaben der Wörterbücher von Grimm, Gildebrandt u. a. neues und wertvolles Material fördern. Wenn der berühmte, man darf wohl sagen: führende Germanist damit von vornherein der genauesten Beachtung der Fachreise sicher ist, so liefert sein Buch andererseits ein bereicheres Zeugnis dafür, daß solche Studien über philologisches Interesse hinaus anregend und reizvoll sein können. Wie Romanfiguren stellt er uns seine Worte hin, plastisch gesehen in ihrer festen Einordnung auf eine farbige Umwelt, und ihre Erlebnisse spielen sich ab mit der ganzen Spannung menschlicher Schicksale. Es ist ein verdienstvolles Unternehmen, auf diese Weise Verständnis für Aufgabe und Wesen der Wortforschung zu verbreiten, die, wie keine andere Disziplin, auf möglichst ausgedehnte Mithilfe eines literarischen Publikums angewiesen ist. Um einzusehen, wie verständlich und leuchtend zufällig brauchbare Stellen zu finden sind, brauchen wir bloß zu bedenken, daß die untersuchten Worte auf keinen bestimmten Literaturkreis beschränkt sind und die Zeit ihrer Geltung erst zu ermitteln war. So finden wir in buntem Wechsel entlegene Kulturromane, Reiseschilderungen, Briefe, Stammbuchblätter usw. angezogen, auch ein Artikel dieser Zeitschrift von 1861 wird erwähnt. Mit besonderer Liebe hat sich Kluge der Aufhellung studentischer und seemannischer Ausdrücke angenommen, die ein dankbares Feld für sprachliche Streifzüge abgeben. Die gründliche Kenntnis des einzelnen, wie sie dem Verfasser des bekannten „**Etymologischen Wörterbuchs**“ natürlich zur Verfügung steht, verbindet sich aber mit einem umfassenden Blick für große Zusammenhänge. Dabei kommt ihm seine abgerundete Darstellung zu statten, die in sinnvolle Gruppen von „**Wortstippen**“ zusammengefaßt, was in lexicographischer Anordnung alphabetisch getrennt er-

scheinen muß. Wie vielseitig und eindringlich so die kulturhistorische Bedeutung der zugehörigen Begriffe beleuchtet wird, geht besonders aus dem letzten Aufsatze: „Unser ältestes Christentum“ hervor. In Weiterbildung der Rudolf von Raumer'schen Forschungen weist Kluge hier eine ganze und grundlegende Wortgeschichte christlichen Inhalts nach, die vor der lateinischen Missionierung über die Goten vom Griechischen her auf uns gekommen ist. Wenn er aber an die Zeitfrage ihres Eindringens anschließend eine Chronologie der zweiten Lautverschiebung versucht, und zwar abweichend von der herrschenden Auffassung, so verliert sich hier seine Darstellung für ein Laienpublikum in allzu subtile und in ihrer gedrängten Form nicht immer klare Beweisführungen.

Daß die Sprachwissenschaft allmählich auch ihre gebührende Stellung in der Schule erhält, dafür haben wir einen erfreulichen Beweis in Prof. A. Bergmanns Buch: „Der deutsche Wortschatz“ (Alfred Töpelmann Gießen 1912, brosch. 2,75 M., geb. 3,20 M.). Hier liegt in der Idee des Buches sein Hauptwert. Die große Darwinsche Zauberformel: Entwicklung hält endlich ihren Einzug auch in unsere Sprachstunden, und erfüllt die bisher geübte unfruchtbare Analyse mit Sinn und Leben.

Wie sich die organischen Beziehungen unserer Sprache von Zeit zu Zeit und von Volk zu Volk verwoben, das gibt unserer Jugend ein pädagogisch unschätzbares Bild ihres Wesens. Dagegen tritt die eigene Arbeit des Verfassers zurück. Sie ist und will nicht mehr sein als ein systematischer Auszug aus dem rühmlich bekannten „Deutschen Wörterbuch“ von Weigand. Um seine Schätze für die Schule zu heben, legt Bergmann in den Stoff, der dort äußerlich in alphabetische Längsschnitte gespalten ist, Querschnitte nach inneren sachlichen Gründen. Diese sichere Grundlage verbürgt uns einen gewissenhaft überarbeiteten Stoff, der nach drei Hauptabschnitten gegliedert wird: die Bedeutung der einzelnen Wörter und Wendungen, die Zusammensetzung des gesamten Wortschatzes und dann seine Verwandtschaften. Mit Recht steht dabei der Verfasser keine Bedenken, auch vorläufige Hypothesen dieser jungen und

schwierigen Wissenschaft zu verwenden, die zur Ordnung unentbehrlich sind, ebenso wie er auch im einzelnen ansehbare Daten vorbringen muß, um durch möglichst vielseitige Anknüpfung seinen Gegenstand voll und rund zu machen. Darauf kommt es an. Das Problem in seiner ganzen Schärfe und Ausdehnung überschauen, ist wichtiger, als einige „gesicherte Resultate“ nach Hause zu tragen.

Se bereitwilliger wir anerkennen, daß auch der Verfasser dieses Hauptziel verfolgt, um so mehr bedauern wir, daß er seine tüchtige Idee mit schulmännischer Gründlichkeit zu Tode hegt. Wenn er in die Einleitung die Darlegung seiner systematischen Einteilung in aller Kürze bereits hineinsproßt, um im Text nur noch „Verzeichnisse“ der Beispiele zu geben, so macht das schon ein beständiges Hin- und Herblättern nötig. Noch mehr leidet die Übersichtlichkeit, wenn er in seine umsichtig gegliederten, sprachtheoretischen Abteilungen wieder nach Bedarf ein System von praktischen Gruppen der behandelten Worte einschachtelt, um dieses teilweise noch einmal und noch einmal zu spalten. So steht S. 111 eine Abteilung, die folgende Nummer hat: A, II, 24, A, I, 7. Bergmann hat schon einen viel einfacheren Weg gefunden, den er nur überall hätte einzuschlagen brauchen. Unter A, I, 1 bis 8 (S. 25 bis 54) bringt er das Wortmaterial jeweils alphabetisch in acht Klassen nach dem theoretischen Gesichtspunkt, welche Hilfsmittel zur Erschließung der Bedeutung vorhanden sind, und läßt dem eine Ordnung desselben Materials nach praktischen Gruppen vorausgehen, wo bei jedem einzelnen, hier leicht auffindbaren Wort auf den späteren Gesichtspunkt seiner etymologischen Erklärung verwiesen wird. Innerhalb dieser vorausgehenden Inhaltsangaben konnte da zur besseren Orientierung nach Herzenslust spezialisiert werden, ohne den einheitlichen Charakter der sprachtheoretischen Klassen auseinanderzureißen. Diese verschiedenen praktischen Stoffgruppierungen brauchte dann nur ein Wortregister am Ende des Buches, die sprachtheoretischen Abschnitte (die Hauptsache), eine klare Disposition zu Anfang zusammenzufassen statt des heillosen Wirrwarrs von einem „Sachverzeichnis“, wie es jetzt angehängt ist. Dem entspricht die Fassung der

Überschriften: statt A die Lehre von der Bedeutung

I. Etymologische Hilfsmittel

1. Die Wortfamilie

lesen wir: A Die Bedeutung unserer Wörter und Wendungen

1. Die Lehre von der Grundbedeutung

1. Verzeichnis von Wörtern, deren Grundbedeutung (bzw. ältere Bedeutung) mit Hilfe der zur gleichen Wortfamilie gehörigen Wörter erkannt werden kann.

Alles das berührt aber nur Formwünsche für eine spätere Auflage, die wir dem Buche nach seinen inhaltlichen Vorzügen aufrichtig wünschen.

Ebenfalls der Schulpraxis will Dr. Otto **Ortels**: „**Deutscher Stil**“ (B. G. Teubner, Leipzig-Berlin, kart. 1,80 M.) dienen. Wenn er dem reichbestellten Felde der Aufsatzreform noch ein neues Hälmchen abgewinnt, so verdankt er dies seiner entschiedenen Hinwendung zum konkreten Vorschlag. Mehr als die Hälfte des Buches nehmen fertig ausgeführte Aufsätze ein, in denen er auf seine Stilforderungen die praktische Probe macht. Besonders lehrreich ist die Abwandlung eines Stoffes nach sechs verschiedenen Gesichtspunkten der Themenstellung. Etwas prezios gibt darum Urteil seiner Arbeit den Untertitel: „eine Handreichung“. Es spricht für sein pädagogisches Empfinden, daß er von dieser Neigung seines eigenen Stils zum Bewußt-Sein literarischen die Aufsatzproben fast durchgängig freigehalten hat. (Zur Ausnahme rechne ich: „Mittagszauber“ S. 46 bis 48.) Oft ist das Kindertümliche mit glücklichen Humor gepaart. Freilich entspringt auch er zuweilen einer reiferen Lebenserfahrung, als das Niveau der Aufsätze voraussetzt („Ein Picknick“ S. 42 bis 46). Auch der Wert seiner einleitenden Abhandlung liegt mehr darin, daß er immer aus dem Programm in die Anwendung strebt. Denn wenn er die Arbeit eines Aufsatzes in zehn verschiedene Tätigkeiten zergliedert, so scheint uns das ebenso ein übertriebener Schematismus wie die Regelmäßigkeit, mit der er am Ende eines jeden einzelnen einen pädagogischen Mehrgewinn heraus schlägt. Es ist aber erfrischend, wie er überall die „Sagb nach Tatsachen“ betont und vor dem un-

fruchtbaren Zerpflücken klassischer Schriftsteller warnt. In der Hand eines verständnisvollen Lehrers wird das anspruchslose Buch manches Gute stiften.

Sprache ist Form des Denkens, Form der Sprache wieder ist die Schrift. Kein Wunder, daß der neue Wille zur Form sich auch dieses Feldes bemächtigt hat, das nur allzulange einer gedankenlosen Wirksamkeit überlassen war. Hoffnungsvoll durchwühlt den trägen Ader eine tiefpaltige Kontroverse, die auch die Aufmerksamkeit des Fernstehenden herausgefordert hat. Bis in den Reichstag hallte unlängst das Kriegesgeschrei: „**Antiqua oder Fraktur?**“ Unter diesem Titel veröffentlicht nun Prof. **H. Kirschmann** (als 1. Band der „Monographien des Buchgewerbes“, Verlag des Deutschen Buchgewerbevereins, Leipzig, broschiert 1,50 Mark) eine kleine, aber gewichtige Schrift, an der keiner in Zukunft wird vorübergehen dürfen, der zu der strittigen Frage Stellung nehmen will. Die besonnene Distanz des Philosophen gibt dem Verfasser einen Standpunkt, der sich über das Tagesgeschrei kurzbeiniger Phrasenbeweise erhebt. Wer überzeugen kann, braucht nicht zu überreden. In konsequenter Anwendung einer kritisch-optischen Methode untersucht Kirschmann experimentell die Lesbarkeit der beiden gebräuchlichen Druckschriften. Bemerkenswert ist die schärfere Einstellung der Experimente auf den sachlichen Hergang. Einmal wird im Gegensatz zum Buchstabieren für das Lesen die Bedeutung des indirekten Sehens hervorgehoben. Indem nun durch eine Komplizierung des Schriftbildes die Vorauserkennung der dem Fixierungspunkt stetig genäherten Buchstaben erleichtert erscheint, ist die Überlegenheit der Fraktur im Prinzip gefunden. Zweitens dehnt Kirschmann seine Untersuchungen auf ganze Wörter aus. Wenn einzelne Frakturmajuskeln, die einander zu ähnlich sind, isoliert im Nachteil waren, so werden hier diese Ausnahmen berichtigt. Zudem macht Kirschmann auf die Verbesserungen der neuen Typen (Schwabacher, Koch usw.) aufmerksam. Die Nachweisung größerer Flüchtigkeit der spitzwinkligen deutschen Schreibschrift bildet zum Schluß noch eine wertvolle Ergänzung. Ebenso wie Kirschmann in der Methode rein sachlichen Gesetzen folgt, verschmäht er es, seine guten Ergebnisse agi-

tatorisch auszumünzen. Seine Schrift ist ein Muster der wissenschaftlich würdigen Behandlung einer Frage, die „von der Parteien Gunst und Haß verwirrt“ war.

Es ist nicht überflüssig, wenn zu demselben Thema in demselben Sinne auch G. Ruprecht das Wort ergreift in seiner Broschüre „Das Kleid der deutschen Sprache“ (5. Aufl., Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1912, 1 Mark). Ruprecht ist Verleger. Damit fügt er zu den theoretischen Erörterungen Kirschmanns, auf den er sich ausdrücklich bezieht, das Gewicht einer sehr materiellen Begründung. Nachdem er die Anpassung der Fraktur an die allgemeinen optischen Forderungen sowohl wie die besonderen Bedingungen der deutschen Wortbildung in Kürze rekapituliert hat, wendet er sich zu seinem eigensten Gebiete: der buchhändlerischen Praxis. Mit umsichtiger Gewandtheit, wie sie die sichere Sachkenntnis verleiht, und gestützt auf eigenes Studium im Ausland, zerstört er hier vor allem die alte Fabel, die eine Hemmung unserer kulturellen und damit wirtschaftlichen Ausbreitung durch unsere Sonderschrift behauptet hatte. Schließlich werden an der Hand von Druckproben, die wir bei Kirschmann vermifften, die „Bastard“- und die deutschen Neuschriften auf ihr Verhältnis zu den gewonnenen Ergebnissen geprüft. Wenn Ruprecht aber dabei zu einer Ablehnung so ziemlich sämtlicher Neuschriften kommt, so ist das ein Beweis, daß „die brutale Leserlichkeit“, wie sie H. von Larisch bezeichnet, noch keine letzte Instanz bedeutet. Ich kann darum auch Ruprecht nicht folgen, wenn er, im Gegensatz zu Kirschmann, bei einer Verteidigung der Fraktur nicht stehen bleibt, sondern zum Angriff auf die Antiqua übergeht, die er nur noch für „kleine Drucksachen“ (S. 57) gelten läßt. Wie die neue Frakturbewegung den populären Trugschluß aufgedeckt hat, daß einfache Schrift auch einfaches Lesen verbürge, ebenso halte ich in dem Satz Ruprechts (S. 60), daß „die Lateinschrift . . . mehr Nervenkraft und Aufmerksamkeit . . . verbraucht, also die geistige Aufnahme des Gelesenen nicht in gleichem Maße fördern kann“, das „also“ so lange für eine erschlichene Selbstverständlichkeit, als darüber nicht experimentelle Nachweise vorliegen. Psychologisch erfahren nur

starke Eindrücke eine „geistige Aufnahme“, d. h. eine Aufnahme in den Vorrat reproduzierbarer Vorstellungen. Es ist klar, daß Eindrücke an Stärke verlieren, wenn sie einander zu rasch folgen, wie es bei einer flüchtigen Lektüre der Fall ist. Ich halte es darum nicht für Zufall, daß sich der Brauch gebildet hat, Bücher, die wir lesen, um sie zu behalten, wie die wissenschaftliche Literatur, in Antiqua zu drucken. Es ist bezeichnend für den demokratisch-puritanischen Geist unserer Zeit, daß sie zuerst mit der willkürlichen Alternative „Antiqua oder Fraktur“ an unserer Doppelschriftigkeit „reformiert“, der ich nicht anstehe, Umfang, Tiefe und Beweglichkeit der deutschen literarischen Kultur zu einem guten Teile zuzuschreiben. Wenn schon eine „Belastung durch zweierlei Erinnerungsbilder für jedes Wort“ (S. 35) vorliegt, so bringt das nicht nur den pädagogischen Gewinn, den auch Ruprecht in einer Äußerung Prof. Fickers (S. 58) wiedergibt, sondern auch eine allgemeine geistige Befreiung, eine Elastizität der Apperzeption, die das Verhältnis von Wort und Sinn in dauerndem Fluß erhält.

Ric von Carlowitz-Hartitzsch in Dresden

Kunst

Dr. G. S. Benedict: *Richard Wagners Parsifal in seiner menschlich-ethischen Bedeutung*. Bissa i. P., Verlag von Oskar Eulitz, 1913. H. Wagners Parsifal steht gerade in diesem Jahre im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses, so daß die vorliegende kleine Schrift wohl ihren Leserkreis finden dürfte. Sie würde es auch verdienen. Es ist dem Verfasser der Nachweis durchaus gelungen, daß ein allgemeines menschlich-ethisches Problem die Grundlage der dramatischen Handlung des Parsifal bildet, richtig hat er auch im Mitleid die Grundlage dieser Ethik erfasst. Er hat dann wenigstens den Versuch gemacht, den Fuß der Kundry in der Bedeutung, die ihm der Dichter und der Musiker ganz augenscheinlich geben wollten, zu würdigen. Auch die symbolische Bedeutung des Amfortas ist nach einer Seite hin ganz richtig hervorgehoben. Doch legt der Verfasser auf das allgemein Menschliche zu viel Wert; dadurch verschließt er sich dem vollen Verständnis des Dramas. So kommt er dazu, die Begriffe

Mitleid und Liebe geradezu für identisch zu erklären, so behauptet er, daß das Mitleid die Grundlage aller Kulturentwicklung sei, daß die Erlösung durch Parsifal dadurch möglich werde, daß er die Bahn der sittlichen Pflicht beschreite, das tue, „was das ethische Gewissen von jedem Menschen fordert.“ Und doch ist die Bedeutung des Willens und seiner Umkehr nur auf metaphysischer Grundlage zu verstehen. Wagner selbst weist ja in den Schriften seiner letzten Periode, namentlich in „Kunst und Religion“ stets auf die Metaphysik hin. Erst auf solchem Wege wird dann auch der eigentliche Gegensatz der Welten, wird Rundry klar, diese eigenartige Doppelgestalt, die in zwei Welten scheinbar ganz verschiedene Wesen verkörpert; erst aus der Einsicht in Schopenhauers System erwächst das Verständnis dafür, wie man „durch Mitleid wissend“ wird, also auch wie der Kuß der Rundry in Parsifals Seele Mitleid und Wissen gleichzeitig wecken kann. Auch der Wert des christlichen Symbols ist nicht zu voller Klarheit gebracht. Der Heiland ist hier der christliche Erlöser, dessen Werk Parsifal vollenden, zur Anerkennung bringen soll. Diese christlichen Elemente hängen aufs innigste mit der Schopenhauerschen Mitleidsmoral zusammen und erst die Erkenntnis oder die Schöpfung dieser Einheit ist Wagners ureigenstes Werk. Das zeigt sich auch darin, daß gerade die Karfreitagszauberstimmung der Ausgangspunkt für die dichterische Intuition gewesen ist. Auch ist es nach meiner Ansicht nicht richtig, die Wagnersche Höhenringestalt zur Ausdeutung der Parsifalfigur heranzuziehen und anzunehmen, daß Parsifal als Graßkönig doch dem Weibe gehuldigt habe, das er in Rundry von sich gewiesen hatte. Parsifal ist das (Schopenhauersche) Genie, das infolge seiner Mitleidsfähigkeit in fremdem Leid sein eigenes Wesen, das Wesen der Welt und das Mittel zur Erlösung, die Umkehr des Willens, erkennt. Er erkennt auch, daß die Heilstat Jesu den Sinn hatte, der Menschheit die Möglichkeit dieser wunderbaren Umkehr des Willens vor Augen zu führen. So stellt er diese Heilstat in wirksamer Weise wieder her, bringt Erlösung dem Erlöser. So ist der Parsifal allerdings ein Weltanschauungs-drama nur — in noch tieferem, bestimmterem Sinne,

als Verfasser zu glauben scheint. Trotz dieser Ausstellungen ist aber das Schriftchen eine recht verständliche, sehr viel Nichtiges im einzelnen bietende Einführung in das Parsifalproblem, und besonders solchen Lesern zu empfehlen, denen eine Einarbeitung in die metaphysischen Fragen, die Wagner in seiner letzten Lebensperiode beschäftigten, nicht liegen würde. Dr. Hauck in Essen.

Anmerkung der Schriftleitung. Wir bringen demnächst aus der Feder Dr. Haucks einen eingehenden Aufsatz, in dem unter den in vorstehender Kritik geltend gemachten Gesichtspunkten eine Deutung des Parsifalproblems gegeben wird.

Geschichte

Deutscher Geschichtskalender. Sachlich geordnete Zusammenstellung der wichtigsten Vorgänge im In- und Auslande. Begründet von **Karl Wippermann**. Jahrgang 1912, I. und II. Band (Januar bis Juni, Juli bis Dezember). Leipzig, Felix Meiner.

Jeder Politiker, jeder Journalist, überhaupt jeder Gebildete, der den Ereignissen seiner Tage mit Verständnis folgen will, weiß, wie schwer es ist, sie im Gedächtnis festzuhalten, wenn es sich nicht um ganz besonders eindrucksvolle Dinge handelt. Es bedarf deshalb eines sicheren Wegweisers, der ihm die bunte verwirrende Fülle der Geschehnisse zuverlässig, übersichtlich, genau und rasch übermittelt. Ein solcher Wegweiser ist seit 1885 Wippermanns Deutscher Geschichtskalender, im Verlage von Fr. W. Grunow, gewesen. Nach dem Tode dieses Bearbeiters ist er 1911 aus diesem Verlage an Felix Meiner übergegangen. Wie bisher erscheint er in zwei halbjährlichen Bänden. Eine zweckmäßige Neuerung ist es dabei, daß er zunächst in Monatsheften ausgegeben wird, die möglichst bald nach dem Schlusse jedes Monats erscheinen, jedes mit einem Personal- und Sachregister neben dem Inhaltsverzeichnis. Um die Übersicht zu erleichtern, ist dann auch jedem der beiden Jahresbände außer dem Inhaltsverzeichnis ein solches zusammenfassendes Register beigegeben, so daß die Übersicht gewahrt bleibt. Die Anordnung ist dieselbe wie bisher. Voran gehen der kaiserliche Hof und der Bundesrat, das Deutsche Reich und Preußen mit Einschluß des Reichstages

und des Landtags. Dann folgen die übrigen deutschen Bundesstaaten, Parteibewegung und Arbeiterbewegung. Dem schließen sich zunächst die auswärtigen Staaten Europas, voran die Großmächte, an; den Schluß bilden Persien, China und Japan, die Staaten Nord- und Südamerikas, Australien und Afrika. Besonders dankenswerte Zugaben sind auch die Abschnitte über Handel und Verkehr, Verschiedenes und die Totenliste. Mit gleicher Sorgfalt werden innere wie äußere Ereignisse verfolgt und dabei wichtige Aktenstücke regelmäßig, z. B. die Etats der Großmächte, Gesetze, Zeitungsartikel wörtlich mitgeteilt, so daß z. B. der Kampf um das Jesuitengesetz, der Fall Traub, Gesetze wie die Reichsversicherungsgesetz, die Verhandlungen über das Reichspetroleummonopol und das Reichstheatergesetz zur Geltung kommen, Lebensmittelsteuer und Fleischnot sich ebenso verfolgen lassen wie die Erneuerung des Dreibundes oder die Ereignisse auf dem Balkan. Alles in allem kann also das alte Unternehmen in seiner erneuerten Gestalt allen Interessenten warm empfohlen werden.

Dr. Otto Kaemmel in Loschwitz.

Tagesfragen

Wehrsteuer und Beitrag der „Toten Hand“.

Wenn das deutsche Volk sich zu dem Opfer, das ihm mit der Wehrsteuer zugemutet wird, trotz deren Höhe mit einem anerkennenswerten Verständnis bereit gefunden hat, so mag dabei nicht zuletzt der Hinweis auf die Opferwilligkeit der Generation von 1813, deren große Tage wir jetzt rückwärtig feiern, beigetragen haben. Man hat wohl in weiten Kreisen die Empfindung, wir wollen hinter diesen Ahnen, die doch so arm, so ausgeplündert und zertreten waren, bei unserer heutigen Wohlhabenheit nicht zurückstehen. Dann ist es aber auch begreiflich, daß von verschiedenen Seiten die Frage aufgeworfen worden ist, warum die Kirchen aller Konfessionen bei dieser Steuer des ganzen Volkes, an welcher sich sogar die nicht steuerpflichtigen Fürsten beteiligen, zögernd beiseite stehen. Ich vermag nicht zu beurteilen, wie viele der deutschen Kirchengemeinden wohlhabend genug sind, um eine solche Steuer zu tragen, ich will auch die Frage nicht lösen, ob hier besser eine gesetzlich erzwingbare Leistung oder eine

freiwillige Gabe, wie die von den Fürsten zu erwartende, am Plage wäre, ich will nur die historische Erinnerung auffrischen, daß die erste patriotische Gabe, über welche Heun in den Zeitungen 1813 öffentlich quittierte, von der katholischen Kirchengemeinde zu Marienburg in Westpreußen ausging. Schon kurz nach Neujahr 1813 und lange bevor die freiwilligen Jäger ausgerüstet wurden, stellte diese Gemeinde alles entbehrliche Silberzeug ihrer Kirche, etwa 100 kölnische Mark, dem Staate zur Verfügung. Ihr Beispiel fand bei anderen Kirchengemeinden Preußens eifrige Nachahmung.

Wo ist heute die evangelische oder katholische Kirche oder die Synagogengemeinde, welche sich den Ruhm der Marienburger katholischen Kirchengemeinde erwirbt, als Erste beigesteuert und damit für die Verwalter des Gutes der „Toten Hand“ vorbildlich gewirkt zu haben?

Strafjustiz und Detektiv. Der vermeintliche Mord an dem Obersekundaner in Charlottenburg hat dem Publikum — solange es an die Entdeckung eines Mordes glauben durfte — Veranlassung gegeben, Vergleiche zwischen den Ermittlungen der Staatsbehörden und des Detektivs anzustellen, die natürlich zugunsten der Findigkeit des letzteren ausfielen. Dabei übersah das Publikum nur eins, daß der Detektiv mit Mitteln gearbeitet hat, welche einem die Entscheidung schwer machten, ob man mehr Befriedigung über die vermeintliche Entdeckung des Mordes oder mehr Mißbehagen über den Weg, der zu dieser „Entdeckung“ geführt hat, empfinden sollte.

Gewiß, ein Detektiv wird häufig darauf angewiesen sein, sich in das Vertrauen des zu entlarvenden Verbrechers einzuschleichen, aber die Vorstellung, daß er, um das Vertrauen eines jungen Mädchens zu gewinnen, nicht nur Liebe heuchelt, sondern sich auch offiziell mit ihr verlobt und dadurch neben dem vielleicht wenig schonenswerten Mädchen, zugleich auch deren gesamte völlig unschuldige Familie täuscht, daß er in einem Hause von alten Eltern mit offenen Armen als Schwiegersohn empfangen wird, während er im Hintergrunde bloß die Absicht hegt, die Tochter dieser Eltern zu entlarven und damit Schande, nicht nur über das Mädchen,

sondern auch über die ganze Familie zu bringen, ist so außerordentlich unsympathisch, daß es ohne weiteres einleuchtet, Vertreter der Staatsgewalt können mit solchen Mitteln nicht arbeiten.

Der moderne Staat ist glücklicherweise kultiviert genug, daß er nicht sagt: das Verbrechen muß um jeden Preis entdeckt werden — denn sonst hätten wir ja die Folter nicht abzuschaffen brauchen — sondern daß er immer nur Mittel anwendet, welche sich mit der allgemeinen Achtung und dem Ansehen, das eine Staatsbehörde genießen muß, vertragen. Bei dieser Sachlage ist uns natürlich der Detektiv überlegen, welcher durch solche Hemmungen nicht beengt wird. So erklärt es sich, daß die Strafverfolgungsbehörden die Untersuchung gegen das Dienstmädchen und ihrem unbekannten Komplizen aufgaben, während die Detektive an dem Erfolge ihrer

Ermittlungen noch nicht zu verzagen brauchten.

Glaubt der Detektiv eine Tat entdeckt zu haben, so ist die Strafjustiz verpflichtet, — auch daraus hat man ihr nachträglich törichterweise in der Presse einen Vorwurf gemacht — den von ihm gewiesenen Spuren nachzugehen. Genau so wie im Kriege der Feldherr die Angabe von Spionen (ohne daß ich mit diesem hinfenden Vergleiche dem durchaus achtbaren Stande der Detektive zu nahe treten will) benutzt, ohne deshalb selbst spionieren zu können. Nur müßte das Publikum über alle diese Unterschiede hinreichend aufgeklärt werden, und damit komme ich wieder auf eine meiner Lieblingsideen, daß die Justiz, im Gegensatz zu anderen Behörden, das einflußreichste Instrument der Presse sich noch nicht genügend dienstbar zu machen versteht.

Landrichter Dr. Sontag in Berlin

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Kleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden behufs schneller Erledigung möglichst Dienstags und Mittwochs erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.

Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Umland 8630, des Verlags: Amt Bülow 6510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 86/87.

Die sieben Bücher des Hauses:

Stöckig & Co.
Dresden-A. 16 (i. Deutschland)



Hoflieferanten
Bodenbach i. B. (i. Österreich)



bieten Ihnen in beispielloser Fülle und Mannigfaltigkeit die feinsten Erzeugnisse sämtlicher modernen Gebrauchs-, Kunst- und Luxuswaren aus den vornehmsten Industriewerken und Kunstwerkstätten zu zeitgemässen Preisen bei bequemster und diskretester Amortisations-Zahlungsweise

Ernste Interessenten erhalten die Kataloge gratis zur Ansicht.

Katalog R 70a: Moderne Pelzwaren.	Katalog U 70a: Silber-, Gold- und Brillantschmuck, Glashütten und Schweizer Taschenuhren, Grossuhren, echte und silberplattierte Tafelgeräte, echte und versilberte Bestecke.	Katalog S 70a: Beleuchtungskörper für jede Lichtquelle.	Katalog H 70a: Gebrauchs- u. Luxuswaren: Artikel f. Haus u. Herd u. a.: Lederwaren, Plattenkoffer, Bronzen, Marmorskulptur, Terrakotten, kunstgewerbliche Gegenstände u. Metallwaren, Kunst- und Tafelporzellan, Kristallglas, Korbmöbel, Ledersitzmöbel, Küchenmöbel und -geräte, Wasch-, Wring- u. Mangelmaschinen, Metallbettstellen, Kinderwagen, Nähmaschinen, Fahrräder, Grammophone, Schreibmaschinen, Panzerschränke, Schirme, Straußfedern, Geschenkartikel etc.	Katalog P 70a: Photographie und optische Waren.	Katalog L 70a: Lehrmittel und Spielwaren aller Art.	Katalog T 70a: Tepiche, deutsche und echte Perser.
---	---	---	--	---	---	--